

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1933-1936 1934

171 (24.6.1934) Die deutsche Frau



Die deutsche Frau



Käthe Lambert:

Das einzige Kind

Der Garten der Kindheit bleibt einsam, niemand hilft seine Blumen pflücken und die Träume in's Spiel umsetzen: man ist das einzige Kind.

Das einzige Kind ist — wie ein einziger Mensch auf der Erde; im Paradies seiner Kindheit verlassen wie vor dem Erscheinen Gottes, der sprach: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!“

Nein, es ist nicht gut. Nur wer selber einmal „das einzige Kind“ war, kann das ermaßen. Nur wer selber ganz allein groß werden muß und sich nachher mit dem fremden Leben herumzuschlagen und immer und immer für sich sein, ohne jemals zu wissen: „Gleiches Blut treibt noch einmal ein Herz auf der Welt, dem ich zugehöre wie Blüte zur Blüte am Baum, und ob auch Wege uns trennten und der Streit an den Brücken straf — wir gehören zusammen, denn wir gingen beide einmal durch die eine Haus-, durch die eine Lebenstür — nur der kann das ganz erfassen. Wer das nicht sagen und wissen darf, an dem ist die große Sünde des Schicksals begangen worden, die ihn zum „einzigen Kind“ gemacht.

Eltern sind da, aber sie bleiben uns nicht immer so nah, wie wir uns selber sind; wenn die Fahrt auf dem Strome des Lebens, der nur immer vorwärts trägt, weitergeht — unaufhaltsam weiter, bleiben allmählich die Ufer, von denen wir in den Kahn gestiegen, weiter zurück und verfließen. Und zuletzt deckt sie das große Dunkel, aber wir stehen noch voll und grell im Licht.

Eltern sterben von uns, aber Geschwister gehen mit; sie haben die gleichen Spiele gespielt und die gleichen Feste gefeiert; sie kennen die Kindheitwinkel . . . sie haben in dunklen Schlafstuben großartige Geheimnisse geküßert . . . sie haben das gleiche Spielzeug geliebt und zerbrochen . . . oftmals trug man den gleichen Kittel . . . oftmals das gleiche Herz . . . und es waren so wenig Spiegel nötig, um zu wissen: so ähnlich siehst du auch aus! Ich sehe mich in meinem kleinen, roten Hängereichen am Eßzimmerfenster stehen, im düsteren Eßzimmer mit den vielen braunen Schränkchen und hinuntersehen auf den düsteren kleinen Hof. Unten wohnt der Hausmeister: in einer Stube mit sehr vielen Kindern, und es kommt immerfort eines zu; die kleinsten rutschen auf nacktem Körperchen auf dem Hoppflaster herum, sie sind immer ein bißchen schmutzig und immer vergnügt, und es muß eine unlagbare Wonne sein, einmal mit hinunter zu dürfen, um eines dort hochzunehmen und herumzutragen und ganz lebendig lieb zu haben.

Aber man darf nicht hinunter: man hat auf sein Kleidchen zu achten und auf seine Gesundheit, und fremde Kinder tragen — um Gotteswillen! Man muß sehr behütet werden: man ist doch das einzige Kind.

Großvaters Kutsher hat auch fünf. Sie krabbeln umher und toben und lärmen, zwei schlafen in der Hängewiege, die siebenjährige Conny schleppt die zwei kleinen Brüder abwechselnd, oh, man möchte ihr so gerne eines mal abnehmen, man hat so viel dagegen zu sehen: einen Ball, ein neues Schürchen, eine Tüte Bonbons . . . aber sie gibt's nicht her, nun erst recht nicht!

Von oben ruft der Großvater herab: Man kann jetzt hinauf und Torten essen, man wird im Wagen mitgenommen, im Wagen mit dem weißen Pferd davor . . . aber nein, es ist alles nichts, man wird sehr trotzig vor Schmerz, trotzig und traurig ist eines, bloß — was wissen die Großen davon! Man steht und sieht Conny zu. Conny hat nur ein einziges, geerbtes und verwachsenes Kleid, keine Torten, keinen Wagen, keine Schlafpuppe, keinen Großpapa. Aber Conny hat auf dem Arm — einen Bruder!

Und man steht dabei — und ist das einzige Kind.

Da sind im Sommer die Nachbarmädels, die haben vor zwei Jahren einen kleinen Bruder bekommen, der ihr liebste Spielzeug ist, sie legen ihn schlafen und ziehen ihn an und fahren ihn im Garten spazieren. Aber sie benützen ihn als Lock- und Strafmittel gegen mich, Kinder sind darin grausam, aber noch — grausamer sind die Erwachsenen, die die Ursache zu solchen Möglichkeiten geben, nämlich: daß man allein dasteht, allein und ganz abseits und es sich all Augenblick gefallen lassen muß: „Wenn du uns deinen großen blauen Ball schenkst — darfst du einmal Hansl fahren!“ — „Wenn du uns Schokolade abgibst . . . darfst du beim Baden zugucken! —

Wenn du dreimal heute im Meer tauchst . . . darfst du . . .“

Und ich hatte solche Angst beim Tauchen! Aber ich tauchte: dreimal, sechsmal! Nur um einmal — den Hansl zu halten.

Alles ist da, wie man es nicht besser haben könnte: die warmen Zimmer im Winter und der große Garten im Sommer, das viele Spielzeug, die Schaufel, das eigene kleine Boot am Fluß . . .

Alles ist da, und doch gar nichts! Man ist allein.

Die elegante, lebenslustige Mutter wird ungeduldig, wenn man wieder dasteht, zum so und sovielten Male dasteht, grübelnd bis unter die runde Kinderstirn:

„Warum haben wir nicht so viel Kinder wie der Hausmeister unten, oder Großpapas Kutsher?“

„Ruh' mich in Ruhe!“ schilt die Mutter, „was fällt dir ein, mir Vorwürfe zu machen?“

Sie sagt das so ganz schnell und böse hin — und ich begreife es gar nicht — weil ich noch gar nicht weiß, daß eine Frage auch ein Vorwurf sein kann.

Einmal sagt Mutter: „Sei doch froh! So hast du alles allein, brauchst nichts zu teilen!“

Aber ich will ja teilen. In Gedanken schenke ich alles weg, ich schenke noch dazu, was ich gar nicht habe. Wenn ich vom Schulweg heimkomme, denken die Leute: „Wundersames kleines Mädchen!“

Denn es geht und spricht ziemlich laut und viel vor sich hin. Aber die Leute können es natürlich nicht wissen, daß lauter kleine Ge-

schwister um mich sind, sechs oder acht — es kommt gar nicht darauf an; man kann sie nur nicht sehen. Aber ich kenne sie alle, weiß, welche Kleidchen sie heute anhaben, wie sie aussehen, wie sie sind . . . ich unterhalte mich stundenlang mit ihnen in der Hängematte . . . sie tanzen sich auch viel, man muß schlafen, heute abend werd' ich die zwei Jüngsten schlafenlegen müssen.

Mara ist älter als ich. Mit ihr verstehe ich mich besonders gut. Noch im Bett erzähle ich mit ihnen Geschichten — vom Sonntag, wenn Fredi und Sigrid, die Doktorstinder, zu mir kommen dürfen zum Spiel.

Ja, sie kommen auch, und es kommen noch andere: Schulfreundinnen, Spielfreunde. Es vergehen ein paar ausgelassene Stunden, in denen es auch zuweilen Streit gibt, denn ich bin gewohnt, alle Rollen allein zu spielen und wie sollte es plötzlich für einen halben Nachmittag anders sein? Aber dann gehen sie wieder, ich stehe im Flur und mache ein trauriges Gesicht, wie immer, wenn das Schöne vorbei ist. Sigrid zieht umständlich dem Brüderchen den Mantel an — nur die Mäße darf ich aussetzen, Henri und Gertha sichern schon auf den Heimweg hin. So gehen sie alle nach Hause, immer miteinander — so essen sie ihr Abendbrot, liegen in ihren Betten, spielen sich in den Schlaf, wissen: morgen stehen sie zusammen auf . . .

Ich habe große traurige Augen, in denen der Hunger steht.

Gutes Essen und viel Bewöhnung machen ihr nicht satt. Auch die Liebe der Eltern kann den echten Hunger nicht löschen. Sie sind groß. Sie haben sich und andere große Menschen. Wie können sie ahnen, was es für ein Kind heißt: allein zu sein!

Nein, gewiß, sie ahnen es nicht! Täten sie es — dann wären sie gnade los!

Wir sind durch die Kinder mit Gott verbunden.

Paul Ernst.

Heim und Seele

Von Konrad Weste

Alles höhere Leben, alle Kultur ist Sammlung der Seele im begrenzten Raum. Solange ein Mensch ohne Heim ist, wird er nicht dazu kommen, die Gegenstände seiner Erinnerung und die Sinnbilder seiner Hoffnung um sich zu scharen — dazu bedarf er eines Raumes, der sein eigen ist. Erst dieser Raum, über den er gebietet und für dessen Ausgestaltung er verantwortlich ist, erst „das Heim“ läßt die Seele eines Menschen jene Form und jene fruchtbare Begrenzung finden, die für alle Gemeinschaftsbildung vordienlich ist. Denn erst das Heim auch läßt die in ihm gesammelte Summe seelischer Werte zum Erbe und damit zur Tradition werden. Nie wird der Nomade in seinen flüchtigen Zelten die Seele bewahren, deren reife und edelste Frucht die Nation ist.

Wenn die Nation das stolze und prächtig ausgeschmückte Haus des Volkes ist, so sind auch in des Volkes Hause viele Wohnungen. In ihnen allen: in der wehrhaften Feste des Ritters und im büchsenheißigen Haus des Hans Sachs und unter dem ernsten Strohdach des Heißers in Niederjachsen, im hellen, leuchtend bemalten Haus des bayerischen Bauern, in der strengen Wiedermeierstube des Berliner Bürgers und in dem braunen Holzhaus des Bergmanns unter den düsteren Nichten des Harzes ist das seelische Leben von Familien zu gescheiter Fülle und Tradition herangereift, und aus vielen Familien besteht die Nation.

Das wahre Heim ist die Kammertür der Seele, die wohlgeprobt Wachen leidet gegen das verwirrende und oftmals feindliche „Draußen“. Auch der echte Schmuck eines Heims ist sinnvoll bezogen auf Tun und Pflichten seiner Inhaber. Ständischer Luxus, willkürlich zusammengeworfener Schmuck aus fremden Lebensbegehrten, wie er etwa in „Künstlerheimen“ anspruchsvoll gehäuft ist, dient, weit entfernt, eine Burg der Seele aufzurichten und Tradition zu bekunden, vielmehr oft genug nur dazu, die Heimatlosigkeit des Herzens durch lauten Glanz zu überschreien. Nur schwer wird eine Familie in der Luft eines solchen auf präntische Individualität gegründeten Luxusheims gedeihen. Und wenn die deutsche Seele gar in den Zwangshäusern süßlicher Fachbauten mit den Möbeln der „Sachlichkeit“ darin nicht gedeiht, so könnte man in jenem ganzen Wohnstil ein (oft vielleicht unbewußt angewandtes) Mittel vermuten, die deutsche Familie tödlich zu treffen.

Die Familie und das Heim — das sind zwei für das deutsche Empfinden untrennbare Dinge. In den vier Wänden des echten deutschen Heims sind zahlreiche, in der Erinnerung von Generationen zu Symbolen herangereifte Dinge bewahrt, vollgelogen mit den seelischen Ausstrahlungen ihrer Besitzer — und nun strahlen die stillen, vertrauten Gefährten im Raum das Leben wieder zurück und geben den Alltagskraft und den Feiertagsglanz. Durch das Heim und seine Dinge werden die Menschen unmerklich an die Vergangenheit und die Gesetze der Ahnen gebunden, und ihnen gleicherweise die Erhaltung und lebendige Pflege des kleinen eigenen Reiches auch das unbetrübte Gefühl für die Verpflichtungen gibt, welche die Zukunft des großen nationalen Lebens stellt. Ein Mensch, der aus dem wohlgefügten Reich eines rechten Familienheims kommt, wird „gut in Form“ sein, wird stets sein Deutschtum kraftvoll wahren. Wer sich gegen die satanischen Mächte der Zerkleinerung wirklich zu behaupten weiß, wird wahrlich bekennen: „Mein Heim ist meine Burg.“

Das wissen sie denn auch, jene kühnen Sendboten des alle Völker bedrohenden teufelischen Willens zur Zerkleinerung. Sie wissen, daß es zur Erreichung ihrer Ziele zunächst einmal darauf ankommt, die Burg des menschlichen Herzens mit allen Waffen willfähriger Ideologen zu berennen, um dann mit der ähnden Lauge einer immer ins „Fortgeschrittliche“ zielenden Fronte die im Heim ruhenden Wurzeln der Seele zu zerfressen. Im deutschen Volke ist seit Jahrzehnten jener kluge und vielgewandte, im Glanz ironischer Widersprüche schillernde Geist am Werke, den Goethe bekennen läßt: „Ich bin der Geist, der stets verneint. . . Denn alles, was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht.“

Zuerst also muß das Heim, das warme Nest der Seele, ausgeräuchert werden. Wenn seit



Das Jahr des Lebens

Die Luft geht lind, und ich wiege mein Kind, Die hellen Nächte kommen. Später dann reißt das gelbe Korn, die rote Beere am scharfen Dorn; Sie messen den Wein, den frommen.

Einmal fällt kalt der Wind in den Wald und überreißt den Hügel. Später dann wiegt mein eigen Kind ein Kleines im Schoß. Und der Winterwind greift mit seinem Flügel.

Jrmgard von Schubert.

Der Führer

Samstag, 24. Juni 1934, Folge 171, Seite 15

Der Jahrhundertwende in gewissen Zeitschriften mit scharfer Folgerichtigkeit das deutsche Heim, die deutsche Familie, die deutsche Frau immer wieder als zynisch verzerrte Karikatur ersahen, so war das heilige nicht der sorgende Wille, gewisse Wunden am Körper der Nation aufzudecken, um sie zu heilen, sondern es war das ironisch-genießende Wühlen in Wunden, es war das höllische Vergnügen am Verfall selbst. So wurde die deutsche Seele an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen, durch Ironie zerfressen und unsicher gemacht. Keine Zerlegungsmethode literarisch verderbter Gehirne mußte in dem großen seelischen Ausschüttungsprozeß enden, den wir in unseren Tagen als das eigentliche Wesen des Bolschewismus kennengelernt haben. Der inzwischen bei uns zum jähren Verwelken verirrte „Kultur Bolschewismus“ begeisterte in erster Linie das deutsche Heim und die deutsche Familie — überaus auf-

Jede Frau eine Mutter —
in dem einzigen Sinne des Hütern und Hagens.
Ina Seidel.

schlußreich aber ist es, daß der große destruktive Wille, der sein Gesicht mit wirtschaftlichen Ideologien zu umnebeln liebt, da, wo er zur staatlichen Macht gelangt ist, jeglichen Heimbegriff überhaupt zu vernichten sucht. Daß der Bolschewismus die Familie als den Hort aller irrationalen menschlichen Gebundenheit zerstören will, ist bekannt. Daß er aber schon das Alleinsein eines Menschen im eigenen Raum tunlichst bekämpft, ist vielleicht nicht so bekannt, erscheint jedoch als durchaus folgerichtige Maßnahme des erbarmungslosen seelischen Ausplünderungswerkes. Denn in dem Zwang, zumindest zu zweit in einem Raum wohnen, gelangt nicht so sehr die Wohnungsnot und nicht so sehr die satanische Technik der Beipiegelung des Nächsten durch den Nächsten zu Ausdruck und Wirkung, sondern eben die Angst der Blinden, es könnte die Abgeschlossenheit eines Menschen in seinem Raum, es könnte das Heim als Duell verantwortlicher Bestimmung und seelischer Wiedergeburt dem gottlosen Höllenjüngling eines verantwortungsfeindlichen „Kollektivismus“ gefährlich werden.

Wenn oft das Tun des Satans eine grinsend verzerrte Kopie seines großen göttlichen Widersachers ist, wenn seine Maxime als göttliche Worte Formeln mit umgekehrtem Vorzeichen erscheinen, so könnte man in dieser bösen Verachtung des Heims die teuflische Umdeutung von Christi Wort erkennen: „Die Fische haben ihre Gruben und die Vögel haben ihre Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege.“

Des Menschen Sohn ist aber auch dafür gestorben, daß seine Nachfolger auf Erden sich und ihren Nationen würdig und wohlgeborgen im Glauben ein Haus bauen können, in dem die Seele sich klar und gesammelt zu Gott erhebt.

Kosmetischer Briefkasten

Frage: Mein 10-jähr. Töchterchen neigt zu Plattfüßen. Ich fürchte sehr, daß das Uebel immer schlimmer wird und das Kind mit den Jahren sehr schwache Füße und einen unschönen Gang bekommt. Gibt es eine Möglichkeit, dem vorzubeugen?

Antwort: Plattfüße entstehen durch Schwäche der Muskeln und Bänder, die von der Fußsohle über die Fußwölbung führen. Vieles Gehen und Stehen ist zu vermeiden und vor allem darf nicht am Schuhwerk gespart werden. Gut gebaute Einlagen (evtl. vom Arzt angepaßt) können dem Fuß eine Stütze bieten und so der Verformung des Uebels entgegenwirken. Regelmäßige Betätigung der Muskeln wird sie stärken und es ist daher sehr ratsam, Ihr Kind zur Fußgymnastik anzuhelfen. Eine Übung, die besonders im Wettkampf viel Freude bereitet, ist folgende:

Man legt ein Handtuch auf den Fußboden, stellt sich mit gleichgerichteten nackten Füßen an ein Ende und versucht durch Bewegen der Beine zur Fußsohle das Handtuch ganz unter die Füße zu schieben.

Um Erfolg zu erzielen, müssen derartige Übungen sehr häufig ausgeführt werden. Sie tun am besten, Ihr Kind einer geprüften Gymnastiklehrerin anzuvertrauen, die Ausgabe wird sich lohnen.

Frage: Ich halte meine Zähne sehr rein, habe aber oft das Gefühl, nicht frisch im Atem zu sein. Das gibt mir ein Gefühl der Unsicherheit bei der Unterhaltung. Da ich im Büro bin, kann ich nicht allzu häufig gurgeln. Wissen Sie Tabletten, die ich einnehmen kann?

Antwort: Es gibt sehr viele Hilfsmittel, das billigste und einfachste ist der Genuß eines Apfels. Schlechter Mundgeruch kommt meist von schadhafte Zähnen, häufig ist aber auch ein Magenleiden die Ursache. Ich möchte Ihnen raten, unbedingt den Arzt zu befragen.

Unsere Ernährung im Sommer

Erneue uns mit reiner Speise
Mit Tau, mit ungetrübtem Gerichte
Mit jenem Leben, das wie Andacht leise
Und warm wie Atem von den Feldern blüht.
(Mlle.)

Früchte, Gemüse und herrliche Salate — das sollen die Grundlagen zu unserer Sommer-Ernährung sein. Die leuchtenden Farben und fei-



nen Düfte der Früchte laden uns so eindringlich zum Verzehren, und erzählen, wenn wir richtig hinsehen, wie gesund und beförmlich sie für uns sind.

Weißt du, wie zum Morgenessen Erdbeeren oder Heidelbeeren mit roher süßer Milch und wenig Zucker darüber munden? Oder frischgepreßter Fruchtjoghurt mit einem herzhafte Stück Vollkornbrot? Versuche einmal, zusammen mit Morgengymnastik und Atemübungen im Freien, den Tag in der Weise zu beginnen. Die warme Jahreszeit macht uns den Übergang zur teilweise neuen Ernährung so leicht, auf Fleischspeisen, Wurst und Käse ist der Verzicht an heißen Tagen nicht schwer.

Ein Gericht aus reifen Tomaten, zartem Kopfsalat, fein gerastelten Rettichen, Möhren, Gurkenscheiben und reichlich Würzkräutern schmeckt überzeugend gut mit einer Tünke aus rohem Tomatenmus, das mit Del, geriebener Zwiebel und Majoran vermischt wird.

Solche Speisen kann man unzählige aufstellen, je nach Geschmack, Gesicht und Jahreszeit. Die Tunken und Soßen werden jedesmal gewechselt, einmal nur Zitronen mit Del und Schnittlauch, oder saure Sahne, oder eine Mayonnaise, die man mit Sahne verdünnt. Würzende Kräuter, Petersilie, Dill,

Kerbel, auch Kapern, geben zuletzt das Gepräge.

Was wird zu solchen Frischkost-Speisen gereicht? In erster Linie Kartoffeln in vielerlei Zubereitungsarten: Schalkartoffeln, gedämpfte Kartoffeln, Kartoffelbrei oder „Klöße“ usw. Dann die verschiedenen Körnerfrüchte: Reis, Grünern, Weizen, Hafer, Grieß, Gerste; diese alle können in Form von Bratpfannen, oder als gedämpfte Gerichte mit passenden Zutaten, Verwendung finden.

Unsere übliche, allgemeine Kost ist meist reich an Kochsalz und lauten Gewürzen, so daß wir am Anfang einer neuen Ernährungsweise die scharfen Reize der früheren sehr vermissen, und zunächst leicht die natürlichen Speisen sad finden. Aber bald und immer mehr werden uns die feinen Aroma- und Duftstoffe der Früchte und Gemüse bewußt. Man bekommt allmählich wieder feinfühligere Geschmacksnerven, und lernt besonders die frischgepflückte Frucht und das frischgeerntete Gemüse prägen und schätzen. Wir spüren dann das innwendige Leben der Pflanze.

Je länger die Pflanze dem Erdboden entfernt ist, desto mehr verliert das Leben ans ihr, eben jenes etwas, um dessen willen wir Frischkost unterscheiden von gekochten Speisen. Daß die gekochte Frucht verändert ist gegen ihren natürlichen Zustand, zeigt dieser Versuch: ein geriebener Apfel wird durch ein Tuch gepreßt. Ein Teil dieses Saftes wird abgekocht. Dann trinke man mit prüfendem Sinn vom rohen und gekochtem Saft. Der eine ist natürlich, belebend, duftig, der andere fast geschmacklos ge-

Georg Grabenhorst: „Nerve“

Wid. Gottlob Korn Bg. Breslau. Kart. 4.— M. 3.50 M.

In dem Mädchen Nerve gestaltet Grabenhorst mit dichterischer Empfindsamkeit und zärtlicher Verehrung das junge, wie vor sich selber in Erlösungen und untergründige Gefahr wachsende junge Weib, das sich selber sucht. Dieses Suchen kommt fast einer Selbstsucht gleich; aus einer weiblichen Verquickung von Gefühl und Besonnenheit erwacht ihr der Weg zum eigenen Ich. Sie geht von mitleidlos gegen sich und andere, sie geht von mit anständigen und ehrlichem Willen, unbestimmt um Dual und Verzicht. Und doch geht ein Bruch durch die Grundausfassung dieser Mädchengestalt: es ist nicht glaubhaft, daß gerade diese Nerve eine Entspannung, die sie in ihrer Liebe nicht findet, in einem mehr sinnverwirrenden Erlebnis gewaltsam herbeizuführen sucht. Niemals das körperliche Geschicknis, sondern das seelische Erlebnis formt die Frau. Bei aller feinsten Nachsicht des sich auskennenden Frauenwesens in den Einzelheiten bleibt hier ein Grundwiderspruch, bleibt die zu genaue Lösung.

Ein schönes, ein sehr vertieftes Buch. Gewiß. Aber wer schenkt den Frauen einmal das Buch des tätigen

worden. Nur durch Zusatz von Zucker entsteht wieder ein süßes Getränk, das aber mit dem natürlichen Saft keine große Ähnlichkeit hat. Was wir an heißen Tagen auch nicht vermissen wollen, ist Dickmilch und weiche Käse, der mit viel süßem Rahm und Schnittlauch vermischt wird und sehr erfrischend wirkt.
A. Friß, Malsch.

Dichterworte über die Mode

Fans Sachs:
Wer soll Meißer sein? Wer was erfandt!
Wer soll Gefelle sein? Wer etwas kann!
Wer soll Lehrling sein? Jedermann.

Micheangelo:
Geschmack ist: Reinigung von allem Ueberflüssigen.

Novallis:
Das Neueste ist das ins Geheimnis erhobene Innere.

Ernst Moritz Arndt:
Man muß stolz, frei, unabhängig bei sich sein, nicht der Messing, Schilling und Mündel der Fremden, damit man als Volk den hohen Beruf der Menschheit und des Christentums erfüllen könne.

Goethe:
Allem Leben, allem Tun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beschrankung erworben wird.

Alfred Rosenberg:
Das Erziehungswerk am Volke muß vorangehen, um aus der seelischen Haltung die körperliche Befähigung zu ermöglichen.
E. Sch.-L.

Bücher für die Frau

Alltags, in dem sie sich erlebt, so wie sie und die und jene ist... nicht als ein Ausnahmefall in Luxus und nur den privaten Gefühlen hingeeben, sondern einfach so wie sie heute sein muß, ist und sein will: schlicht liebend und schlicht sorgend und nie sich, nur dem wahren Sinn des Lebens: dem Wahren, der Gemeinschaft und der Borderung des Tages hingeeben.
Räbe Lambert.

B. A. von Bronsart: „Die Herrin“

(Alber Langen Verlag, München)
Kräftige, herbe, norddeutsche Landluft atmet aus diesem „Kriegsbuch“ einer Frau, die hier spürbar aus eigenem Erleben schöpft, wenn sie noch einmal in harter Lebendigkeit und Wirklichkeitssinn die Bilder unter vergessener Jahre ankraft. Da nicht nur die Männer draußen, sondern auch die Frauen, tief drinnen am Herd, auf Posten standen. Schanplan der Handlung ist ein großes Weib, das nicht nur niederen selber und flachen Weib: dort lebt ein alter, selbstbewußter Adelsknappe, Karlam im Gefühl, vornehm in der Bestimmung und dem Motto der Vorbildern eifern getreu: die Pflicht voran und das Herz im Hintergrund. — Frau Freda, die Heldin des Buches, ist ganz von jenem Schlag. In ihr brennt das Erlebnis des Krieges wie eine ungeheure Flamme. Alle Gefahren, die er ihrer Familie und ihrem Volke bringt, nehmen ihr nicht die ruhige angeborene Sicherheit des Glaubens an den Sieg, die Liebe zur deutschen Heimat. Diese Freda bleibt ein Sinnbild tätiger deutscher Frauentreue, schön und groß in der Bezeichnung — wenn auch im letzten Ausdruck fast und fast schon zu bewußt — Adelstraum. Die letzte innere Gint des Frauenberges steht, das nicht nur Aufgaben erfüllt, sondern auch Schicksale erleidet; bei aller Beugung der Verfasserin, natürliche Spannungen ausdrucksvoll zu gestalten, bei aller Beweglichkeit und Sprachbeherrschung bleibt an diesem aufschreienden Buch nur dieses eine zu vermissen: die innere Wärme der Heldin, aus der erst ihre Haltung wachsen kann. Sehr groß im Vordergrund: die Pflicht. Zu blüh, zu farblos, zu abseitig fast, zu sehr im Hintergrund: das ewige Herz.

Die Mutter. Dank des Dichters

(Garr-Verlag, Berlin-Steglitz. Geb. 1.50 M.)
An der weiteren Folge dieser sehr wertvollen Wädel erschien u. a. ein wundervolles Dankbuch an die Mütter lebender Dichter, von ihnen selber geschrieben. Mit dem Auge der kindlichen Liebe gesehen, mit dem Verständnis des gereiften Nachbilde gezeichnet, entstehen da in ein paar kurzen, nur stichwortartigen Aufzeichnungen wunderbar ruhende und lebensnahe Frauengestalten: Mütter, einfach und schlicht, sorgend und liebend, beschützend und — untergeordnet. Da wachsen sie aus Graberschatten und Immortellenkranzen noch einmal in das Licht des blutgeborenen Lebens, da stehen sie wie leise Königinen auf, den Kronreif dankbarer Erinnerung in den erloschenen Haaren. Da reden sie mit ihren mildesten, mit ihnen unerschütterlichen Stimmen wieder, da werden sie die tief in sich beschlossenen und beendeten Madonnen noch einmal menschlich warm und liebestark geredet.

Da lächelt A n e s M e g e l s sonniges Mutterbild aus dem verwelkten Grab empor und läßt im wehenden Seidenfild treppauf, treppab, schenkt Liebe, verheißt Schmerz, stirbt und aufwacht... und feiert wieder Auferstehung vor der Tochter im Gesicht einer jungen Bäuerin aus der Heimat. Da geht mit stillem jähem Gelbentum J o s e p h W i t t a s bäuerliche Mutter über die kleine harte Scholle, durch das kleine harte Leben. Da geistert der geduldige Liebesbild der kleinen lebenden arbeitsgewohnten Frau V e r j a durch des Sohnes Erinnerung, da lebt in Mädchenglanz und Frauenanstand die Lebenskneife A n n a S c h l e b e r s auf. Da ist von ihnen allen und von anderen die Rede, und es auch jedes Wort nur leise und wie von Eisen überponnen klingt, es bringt noch laut genug in Herz und Ohr, um die Spur des Lebendigen zu ahnen, die in unvergessenen Verflohenes führt...

Am gleichen Verlag erschienen von A n e s M e g e l „Drei Mütter eines Lebensbuches“ (1.50 M) — drei in lebender Rücksicht gezeichnete Schicksalsausgänge vom Leben und Tode eines sehr geliebten Vaters. Ueber Sprache und Thema schwebt milder Helmaranz und das sanfte Leuchten eines tief in seinem Urprung verwurzelten Frauenberges.
In einem weiteren Bändchen, das eine sehr anregende und neuartige Sammlung enthält, sprechen verschiedene Autoren unter dem Titel „Mensch und Weib“ (1.50 M) von zufälligen Begegnungen und Erfahrungen an namenlose Heiden der kleinen alltäglichen Pflicht, denen hier ein menschlich einfaches und schönes Denkmal gesetzt ist, besonders in der kleinen, diätetisch stärksten Erzählung, von Hans Christoff Roedel, der vom stillen Sterben, vom letzten Pflichten eines verstorbenen Vaters spricht.
R. B.



1. Luft- u. Strandanzug als Bluse in aufgedropfter Hose.
2. u. 2a Sonnen-, Luft- und Wanderkleid aus Leinen, Kretonne oder Drucktattun mit einknäueligen Nähtchen aus Wolle oder Leinen. Weiße Knöpfe. Das Kleid hat links herunter bemernten Wickelknöpfchen je nach dem Zweck, zu dem man es trägt, verhält es leichte Untertheilung oder nur den Badeanzug.
3. Luft- und Spielanzug mit Knopfschluß und mit Klappe. Große Taschen. Leinen oder auch Kretonne bilden das Material, Wickelknöpfe den Verschlus.
4. Spielkleidchen mit großer Ventiltasche für alle die raren Dinge, die Kinderhände sammeln. Schließen auf der Schulter aus Seitenband.